



Gute Reise

Gute Reise

»Jetzt gehörst du der See«, haben sie gesagt. Und mich aufs Meer hinausgeschoben. Schon eine Stunde später war überall nur noch blau, blau, blau. Verrückt werde ich in diesem Blau. Vielleicht bin ich es längst geworden, sind wir nicht alle längst verrückt geworden, wie käme es ansonsten dazu, dass sie mich aufs Meer hinausschicken, ganz allein? Ausgerechnet mich, die ich noch nicht einmal schwimmen kann?

Nichts kann ich. Vielleicht schicken sie mich deshalb. Mich können sie verschmerzen.

Nein, das ist nicht der Grund. Es ist wegen Ilian. Weil ich sie abgewiesen habe. So profan ist es.

»Du bist unsere Rettung«, haben sie gesagt. »Die einzige Hoffnung, die wir noch haben.«

Ein Bauernopfer, das bin ich. Dem Aberglauben geschuldet. Wenn sie mich opfern, retten sie sich selbst.

Dann wird es endlich, endlich regnen. Vielleicht sogar Land in Sicht sein.

Oder es passiert rein gar nichts und alles bleibt, wie es ist. Aber probieren kann man es ja mal.

Gestern war ich es, die geglaubt hat, Land zu sehen. So schnell geht es mit den Illusionen, den trügerischen Bildern, dem Aberglauben. Nur drei Tage auf See, schon sehe ich Land, das es gar nicht gibt. Näher, immer näher ist es gekommen und dann – auf einmal, einfach so – hat es sich wieder aufgelöst. War doch nur Blau in Blau.

Diese Farben! Diese Unendlichkeit! Früher haben sie davon geschwärmt, haben Gedichte darüber geschrieben.

Glatt liegt es da, das Meer. Ab und an eine harmlose Welle, ansonsten ist es die Ruhe selbst. Und doch ist ihm nicht zu trauen, es ist, als würde es nur auf den richtigen Zeitpunkt lauern. Um mich zu brechen, zu stürzen, mein Boot hin und her zu werfen, ganz wie es ihm beliebt. Immer wieder überlege ich, ihm zuvorzukommen. Mich hineinzustürzen, unterzugehen, das Unvermeidliche hinter mich zu bringen. Dann tue ich es doch nicht. Klammere mich stattdessen an mein armseliges Leben, an die Hoffnung, es doch irgendwie zu schaffen. Aber wie sollte diese Rettung aussehen? Bewohnbares Land finden? Und dann, was würde es nützen? Gäbe es bewohnbares Land, es wäre mit Sicherheit bewohnt. Übervölkert. Wie bei uns. Sie würden mein Boot nach brauchbaren Dingen absuchen, würden Essen und Trinken – so es noch vorhanden ist – an sich nehmen, auch die Messer, die Angel, alles, was von Nutzen ist. Fast alles ist von Nutzen. Nur mich werden sie nicht brauchen.

Vielleicht, wenn es eine wie Ilian gäbe, eine, der sie zuhören. Eine, die mich will. Aber würde ich sie dann auch wollen oder brächte ich es schon wieder nicht über mich?

Ich denke darüber nach, wie es ist, unterzugehen, zu ertrinken. Sich im endlosen Blau auflösen. Wäre es ein Kampf? Ein Segen? Kühlt man einfach aus und verliert das Bewusstsein?

Und was ist die Alternative, wäre es besser oder schlechter, zu verdursten? Verhungern werde ich nicht. Vorher geht mir das Wasser aus. Natürlich könnte ein Wunder geschehen, es könnte regnen und ich könnte Regenwasser auffangen.

Ich lache laut auf.

»Warum steigt das Wasser immer weiter«, haben die Kinder früher gefragt. »Obwohl es nie regnet?«

Heute wissen sie gar nicht mehr, was das ist, Regen. Ich hingegen sehe ihn vor mir. Dicke Tropfen, die aufs glatte Meer aufschlagen. Der Tanz des Regens auf dem Wasser. Und der Geruch!

Ich habe versucht, ihn zu beschreiben. Iliaria, die Tochter von Idris, immerzu stellt sie Fragen, alles, wirklich alles, will sie wissen. Sie hat mich nach dem Regen gefragt, schnell bin ich bei seinem Geruch gelandet,



Gute Reise

habe mich hoffnungslos in den Worten verheddert. Idris ist hinzu gekommen, still ist sie stehen geblieben, hat die Augen geschlossen und gelächelt. Da habe ich aufgehört zu reden, habe stattdessen diesem Lächeln nachgespürt. Ein Regenlächeln. Ilaria hat von ihrer Mutter zu mir gesehen. Und wieder zurück. Als Idris die Augen wieder geöffnet hat, war der Zauber sofort verschwunden. »Komm mit«, hat sie zu Ilaria gesagt und in die Hände geklatscht. »Es gibt viel zu tun.«

Hier, auf dem endlosen Wasser gibt es nichts zu tun. Von einem Ende des Bootes laufe ich zum anderen. Und wieder zurück.
Nichts passiert. Ab und zu schwimmt etwas vorbei. Eine Tonne, ein Stück Holz, ein Knäuel verblichener Netze.
»Hallo!«, bin ich versucht, allem vorüber treibenden zuzurufen. »Hallo!«
Nur die Leiche habe ich nicht begrüßt.

Es ist kühl, ich greife nach der Decke. Ivanka – es muss Ivanka gewesen sein – hat einen Seepferdchenaufnäher darauf genäht. Trotz allem lächle ich, wann immer ich ihn sehe.
Die Bücher habe ich selbst mit aufs Boot gebracht.
»Was will sie mit den Büchern?«, haben sie gefragt und die Augen verdreht.
Ich weiß nicht, was ich mit ihnen will. Sie sind mir ein Trost, vielleicht ist es nur das.
Wenn ich sie auch nicht lese, noch immer liegen sie unangetastet in ihrer Kiste. Das einzige Buch, in dem ich bisweilen blättere, ist das portugiesische Wörterbuch. Ich mag den Klang der Wörter, auch wenn ich sie vermutlich falsch ausspreche.
»Olá!«, rufe ich, als ein Stiefel vorüber treibt. »Boa viagem!« Und dann muss ich doch weinen.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).